



Lehrerin Scheremet

JOHANNES ARLT / DER SPIEGEL

# Der Krieg im Klassenzimmer

**Antisemitismus** Ob auf dem Schulhof oder dem Fußballplatz: Deutschen Juden schlägt vielfach Ablehnung, ja Hass entgegen – oft von muslimischen Jugendlichen. *Von Bruno Schrep*

Die Lehrerin Yael M. beherrscht mehrere Kampfsportarten. Die groß gewachsene Frau mit der schlanken Figur und dem selbstbewussten Auftreten könnte es im Ernstfall auch mit körperlich überlegenen Gegnern aufnehmen.

Eines traut sie sich trotzdem nicht: ihren Schülern zu erklären, dass sie Jüdin ist. In der Stadtteilschule eines Hamburger Problembezirks, wo sie Deutsch, Fremdsprachen und Kunst unterrichtet, ist ihr das Risiko, angefeindet zu werden, viel zu groß. Wenn sie nach ihrem Glauben gefragt wird, antwortet sie einfach, sie sei Agnostikerin.

Ihre Schülerinnen und Schüler, die meisten Muslime aus Migrantenfamilien, sind zwar untereinander häufig zerstritten; es gebe aber, sagt die Pädagogin, ein verbindendes Element: den Hass auf Juden.

Was die Lehrerin täglich erlebt, ist keine Ausnahme. Juden sollten sich in Deutschland „niemals mehr wieder verstecken müssen“, erklärte zwar Bundesjustizminister Heiko Maas (SPD). Tatsächlich schlägt den Juden im Alltag vielfach Ablehnung, ja Hass entgegen – nicht nur von Neonazis.

Probleme zwischen Juden und Muslimen werden in Deutschland selten thematisiert und erst recht nicht genau erfasst.

Es gibt keine verlässlichen Statistiken, keine genauen Zahlen. Aber wer sich umhört, erfährt von vielen Einzelfällen, eine Beleidigung hier, eine Drohung dort; sie fügen sich zu einem teilweise erschreckenden Bild und lassen verstehen, warum der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, vor einigen Monaten warnte: In muslimisch geprägten „Problemvierteln“ sei es besser, sich nicht mit Kippa zu zeigen.

Die Verschwörungslegenden, die Lehrerin Yael M. ständig zu hören bekommt, sind uralte. „Juden gehört doch einfach alles“, erklärte ihr kürzlich ein Schüler: Aldi, Lidl, Coca-Cola, Marlboro, McDonald's, Apple, im Grunde die ganze Welt. Der Versuch, solche Meinungen sachlich zu widerlegen, sei oftmals sinnlos. „Die meisten sehen zu Hause nur arabische oder türkische Sender“, sagt Yael M., „die Vorurteile sitzen ganz tief.“

Neulich habe sie ihrer Klasse den Spielfilm „Schindlers Liste“ gezeigt. Als darin die ersten jüdischen Arbeiter auftauchten, habe sich ein muslimisches Mädchen wie in Krämpfen gewunden. „Igittigitt, Juden“, rief sie mehrmals angeekelt, die Mitschüler lachten. „Kennst du denn einen Juden persönlich?“, fragte die Lehrerin. Schweigen.

„Da war ich nahe dran, mich zu offenbaren“, erinnert sich die Pädagogin, „einfach mal sehen, was passiert.“ Doch dann dachte die alleinerziehende Mutter an ihren zwölfjährigen Sohn und hielt den Mund.

Tage später war sie froh darüber. Da erklärte ihr einer ihrer besten Schüler, ein großer, muskelbepackter Junge, der später mal Arzt werden will: „Wenn ich einen Juden sehe, dann töte ich ihn sofort.“ Yael M. ist sicher: „Er hat es in diesem Moment auch so gemeint.“

Die beiden einzigen jüdischen Schülerinnen werden täglich gepiesackt, verspottet, beleidigt. „Ich bin gespannt, wie lange sie das noch aushalten“, sagt die Pädagogin. Die zwölfjährigen Mädchen hatten in der Pause ein paar Brocken Hebräisch gesprochen, das reichte schon, um den Zorn der Mitschüler hervorzurufen.

Bei Schlägereien und Streitereien auf dem Schulhof, bei denen Lehrerin M. oft dazwischengehen muss, dominiert ein Schimpfwort: „du Jude“, oft gekoppelt mit „du Opfer“. Gelegentlich auch „du Christ“ oder „du Hund“. Wenn sie bei den Kolleginnen darüber klagt, erntet sie häufig Unverständnis. „Stell dich nicht so an“, heißt es da schon mal. Oder: „Hör doch einfach nicht hin.“

„Judenhass passt nicht ins Weltbild“, sagt Yael M. Viele Lehrer hingen romantischen Vorstellungen einer Multikultigesellschaft nach, wollten Konflikte nicht wahrhaben und austragen. Diese Erfahrung hat auch die jüdische Berliner Lehrerin Hannah Kushnir gemacht. Als sie sich bei ihrer Schulleitung über die antisemitischen Ausfälle der muslimischen Schüler beklagte, bekam sie zur Antwort: „Nun seien Sie mal nicht so empfindlich.“

In einem offenen Brief beschrieb die 35-Jährige, die inzwischen aus Berlin weggezogen ist, ein Schreckensszenario: „In einer Stadt und in einem Land, wo ich mich nicht mehr traue, meinen Schülern die israelischen Vornamen meiner Kinder zu verraten, wo ich mich nicht mehr trauen kann, meinen Davidstern sichtbar zu tragen, warte ich eigentlich nur noch auf grölende Horden.“

Lisa Scheremet, auch sie Lehrerin, hält solche Alarmrufe zwar für übertrieben. Doch drastische Erfahrungen hat sie ebenfalls gemacht. Weil sie sich, anders als ihre beiden Kolleginnen, als Jüdin zu erkennen gab, wurde sie von einem muslimischen Schüler im Internet als „Judenschlampe“ beschimpft. Als sie den Schüler anzeigen wollte, wies ein Polizist sie ab: „Sie sind doch Pädagogin, Sie müssen doch Verständnis haben. Überlegen Sie sich das noch mal.“

Ihre Herkunft wurde von den Schülern, überwiegend Muslime, regelrecht aus ihr herausgepresst. „Sie haben so schwarze Haare, sind Sie Türkin?“ – „Bin ich nicht.“ – „Nein? Aber was dann?“ – „Ich bin in Moskau geboren.“ – „Aber die Leute dort sind doch blond.“ Das Bekenntnis zum Judentum kommentierte einer der Fragesteller mit dem erstaunten Ausruf: „Aber Sie haben ja gar keine jüdische Nase!“

Ihre Offenheit hat die 34-Jährige, die in einer niedersächsischen Kleinstadt unterrichtet, dennoch bislang nicht bereut. „Die Schüler nehmen wahr, dass ich ein ganz normaler Mensch bin“, sagt sie. Die meisten hätten Juden bisher nur im Fernsehen gesehen, auf dem arabischen Sender Al Jazeera: als Soldaten mit Maschinenpistole oder als Polizisten. Nun würden sie erkennen, dass es auch andere Juden gibt: Lehrer mit Stärken und Schwächen, mit Hobbys und Lieblingsthemen.

Trotzdem werde sie im Unterricht ständig mit aggressiven Unterstellungen zum Nahostkonflikt konfrontiert. Warum ermorden die Israelis täglich 2000 Araber? Warum werfen sie Giftgasbomben auf die palästinensische Zivilbevölkerung? Wieso foltern sie Gefangene zu Tode?

Von der komplizierten politischen Situation hätten die meisten keinen Schimmer, sagt Scheremet. „Sie sind indok-



PETERJUELICH.COM / DER SPIEGEL

**Polizeischutz für Makkabi-Fußballer in Frankfurt**  
„Die denken, sie spielen gegen Israel“

triniert, glauben den Eltern, glauben der Propaganda.“ Ihr Versuch, mit Vorträgen und Filmen die Ursachen des Konflikts und die Wirklichkeit darzustellen, habe einige Schüler zum Nachdenken veranlasst. Doch viele hielten an ihrer Meinung fest, wollten Gegenargumente nicht hören.

Als wirklich verletzend empfindet Scheremet persönliche Angriffe nach dem Motto: Jeder Jude ist für jede Handlung Israels verantwortlich. Als ihr kürzlich ein Schüler angebliche israelische Gräueltaten vorwarf, verlor sie fast die Beherrschung. „Hallo, ich bin Lehrerin, ich versuche, euch was beizubringen“, entgegnete sie wütend, „ich schieße nicht auf palästinensische Kinder.“

Für den Diplompsychologen Ahmad Mansour sind die Ergebnisse der Lehrerinnen nicht überraschend: „Der Hass ist weiter verbreitet, als die deutsche Mehrheitsgesellschaft und die Islamverbände wahrhaben wollen.“ Viel zu lange, sagt der Palästinenser aus Israel, der in Berlin in Projekten gegen Islamismus arbeitet, habe die Pädagogik den muslimischen Antisemitismus ignoriert und die Lehrer mit dem Problem alleingelassen.

Sein Vorschlag: Neue Lehrpläne müssten her, in Fächern wie Geschichte und Gesellschaftskunde dürfe nicht länger nur der Holocaust, sondern sollten auch die Ursachen des Nahostkonflikts behandelt werden. Zentralratspräsident Schuster

fordert, Lehrer so zu schulen, dass sie gegen antisemitische Vorurteile und Israel-feindlichkeit unter Arabern gewappnet seien.

Die Wut tobt sich auch auf Fußballplätzen aus. Ein Sonntag im Frankfurter Südwesten: Der Stadtteilklub TSG Niederrad will sein Heimspiel in der Kreisliga A unbedingt gewinnen, der Tabellenstand ist mau. Die Kicker des Traditionsvereins, 1898 von deutschen Turnvätern gegründet, machen sich schon eine Stunde vor Spielbeginn warm: vorwiegend junge Männer mit dunklen Haaren und markantem Bart, die aus der Türkei stammen oder aus Afghanistan, aus Iran oder aus Palästina. Manche sind in Frankfurt geboren.

Beinahe hätte das Spiel nicht stattgefunden. Der Gegner, der jüdische Klub Makkabi Frankfurt, wollte eigentlich absagen. Denn in den vergangenen Jahren führten Begegnungen mit Niederrad regelmäßig zu Zoff. Makkabi-Spieler wurden angegriffen, bedroht und beleidigt, meist von muslimischen Fans. Es kam zu Schlägereien auf dem Platz und am Spielfeldrand, jedes Mal musste die Polizei eingreifen.

Schon das hellblaue Makkabi-Trikot mit dem Davidstern wird von manchen muslimischen Spielern offenbar als Provokation empfunden. „Die denken, sie spielen gegen Israel“, sagt Fußballabteilungsleiter Roman Zurek. „Wenn es im Nahen Osten brennt, kriegen wir die Wut ab.“

Heute muss Zurek mehrere Makkabi-Fußballer zur Teilnahme überreden, einige weigern sich jedoch strikt, in Niederrad aufzulaufen. Im letzten Moment werden Ersatzspieler aus einer anderen Mannschaft aktiviert. Die, die mitmachen, haben ihre Bereitschaft an Bedingungen geknüpft: Schon eine Stunde vor Spielbeginn fährt ein Streifenwagen vor, im Hintergrund steht Verstärkung bereit, der DFB hat Beobachter geschickt.

Der Schiedsrichter, extra aus Wiesbaden abgeordnet, hat mit dem Spiel keine Mühe. Kein böses Wort, kein böses Foul, eine Gelbe Karte. Auch draußen bleibt es friedlich. Niemand schreit antijüdische Sprüche, niemand schwenkt eine Hakenkreuzfahne. Nach dem Schlusspfiff, Makkabi gewinnt 2:1, reichen sich alle die Hand. Der Aufwand hat sich gelohnt.

Die Pointe dabei: Makkabi Frankfurt, mit 1300 Mitgliedern der größte jüdische Sportverein in Deutschland, nimmt längst auch Nichtjuden auf. Insbesondere in den Fußballmannschaften spielen viele Muslime und Christen mit, es gibt Teams, in denen Juden sogar in der Unterzahl sind – was keineswegs vor Anfeindungen schützt. Besorgte Eltern verbieten deshalb ihren Kindern, sich mit Makkabi-Klamotten oder -Schals in der Stadt sehen zu lassen oder U-Bahn zu fahren. ■